**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 9.—.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 141. **Sonnabend** den 18. März 1893. **87. Jahrgang.**

## Zur gefälligen Beachtung.

Unsere Expedition ist morgen

**Sonntag, den 19. März,**
**Vormittags nur bis ½9 Uhr**

geöffnet.

**Expedition des Leipziger Tageblattes.**

## Das Schicksal der Militairvorlage.

* Die zweite Lesung der Militairvorlage in der Commission des Reichstags hat gestern, wie vorauszusehen war, ebenso resultatlos geendet, wie die erste. Wenn man davon absieht, daß die Abstimmung das noch nie dagewesene Bild eines Zusammengehens der Polen mit den Nationalliberalen darbot, so brachte die gestrige Sitzung keine Ueberraschung. Ihr Schwerpunct lag in der Rede des Abg. v. Bennigsen. Diese enthielt eine Rechtfertigung seines Vorgehens, die in der Commission den tiefsten Eindruck machte und eines gleichen Eindrucks im ganzen Reiche nicht verfehlen wird. Nochmals hob er hervor, daß die nationalliberale Partei die Nothwendigkeit einer bedeutenden Verstärkung unserer Wehrkraft durchaus anerkennt und daß sie in der Einführung der zweijährigen Dienstzeit einen sehr werthvollen Fortschritt begrüßt; daß sie aber andererseits inmitten der allgemeinen wirthschaftlichen und finanziellen Lage, welche zur Befriedigung mancher höchst dringender cultureller Bedürfnisse keine Mittel hat, es doppelt für geboten erachtet, in den Mehrbewilligungen für militairische Zwecke über das Maß des absolut Nothwendigen nicht hinauszugehen. Um dies Maß richtig festzustellen, habe die Volksvertretung ein entscheidendes Wort mitzusprechen, und heute vielleicht mehr als je. Im Reiche sei der Kanzler der allein verantwortliche Beamte; es gebe neben ihm keinen selbstständigen Finanzminister, welcher den Ansprüchen der einzelnen Verwaltungszweige die Rücksicht auf die allgemeine Finanzlage wirksam entgegenzusetzen vermöchte. Von dem gegenwärtigen Reichskanzler wisse man, mit welcher Hingebung und Begeisterung er an dem vorliegenden militairischen Reformwerke gearbeitet habe. Da würde es geradezu unnatürlich sein, wenn er nicht eine gewisse Neigung hätte, die finanziellen Schwierigkeiten, welche der Durchführung dessen, was ihm Kopf und Herz erfülle, entgegenstehen, zu unterschätzen. Dazu komme der starke Einfluß, welcher traditionell hinter den militairischen Forderungen stehe. Der Pflicht, dem gegenüber die Rücksichten möglichster Sparsamkeit geltend zu machen, seien Bennigsen's Anträge entsprungen, und es könnten dieselben auch vom militairischen Standpuncte aus nur so unbedenklicher erscheinen, als eine volle Durchführung der Militairvorlage zum Mindesten bis tief in das Quinquennat hinein schon wegen der fehlenden Officiere und Unterofficiere nicht möglich sein würde. Herr v. Bennigsen zeigte, wie die von ihm beantragte Zahl keineswegs willkürlich gegriffen sei und wie nach seinem Antrage sowohl unsere Präsenzziffer, wie unsere Recrutenquote die französische erheblich übertreffen würde. Aber nicht allein die rein sachlichen finanziellen Erwägungen, sondern auch parlamentarisch-taktische Rücksichten wurden von Herrn v. Bennigsen für seinen Compromißvorschlag angeführt. Er glaubte Grund zu der Hoffnung zu haben, daß sowohl in der freisinnigen, wie in der Centrumspartei eine Anzahl von Männern vorhanden sei, welche schließlich auf eine Verständigung in der Weise seines Antrags einzugehen geneigt sein würde. Darüber hinaus aber sei eine Verständigung im gegenwärtigen Reichstage geradezu ausgeschlossen. Herr v. Bennigsen schilderte eingehend die Umstände und Folgen einer Reichstagsauflösung und ersuchte die Regierung, angesichts der ungeheuren Verantwortung, sich zu einer Nachgiebigkeit herbeizulassen, wie es starke Regierungen vor ihr in militairischen Fragen wiederholt gethan hätten.

Der Reichskanzler, welcher sofort antwortete, wollte auf die Perspective in die Zukunft nicht eingehen, übernahm auch für die finanzielle Seite seiner Vorlage, obgleich er die Vaterschaft für dieselbe ablehnte, die volle Verantwortung und erklärte mit Bezug auf die Nationalliberalen, er habe nicht geglaubt, daß, wenn man über die Grundlagen des Planes einig sei, man über eine Anzahl Millionen mehr oder weniger mit einander in Conflict gerathen könnte. Von einem speciellen Conflict zwischen dem Reichskanzler und den Nationalliberalen ist auch nicht die Rede; aber wenn der Reichskanzler nicht auch seinerseits einen Schritt thut, der zu einer Verständigung mit den Nationalliberalen führt, so ist bei der festen Stellung, welche die übrigen Parteien mit Rücksicht auf die Stimmung ihrer Wählerkreise genommen haben, schlechterdings nicht abzusehen, wie der gründlich verfahrene Wagen noch aus dem Sumpfe gezogen und ein Conflict zwischen den verbündeten Regierungen und dem gesammten Reichstage vermieden werden könnte. Die Gegensätze haben nicht nur keine Milderung erfahren, sondern auf allen Seiten haben sie sich in einer Weise zugespitzt und verschärft, die Entschließungen der ausschlaggebenden Factoren sind dermaßen festgelegt, daß nirgends mehr ein Ausgleich sich zeigen will. Der Regierung muß man zum Vorwurf machen, daß sie die geringen Keime und Ansätze einer Verständigung nicht nur nicht gepflegt und gefördert, sondern geradezu unterdrückt und niedergehalten hat. Von den Bennigsen'schen Anträgen mußte der Reichskanzler selbst anerkennen, daß sie dem Grundgedanken der Vorlage entsprächen, und Herr v. Bennigsen hat überzeugend nachgewiesen, daß die volle Durchführung der Regierungsforderungen in allernächster Zeit aus Mangel namentlich an Officieren und Unterofficieren gar nicht möglich sei; er hat dabei in Aussicht gestellt, daß man sehr wohl nach Ablauf der jetzigen Bewilligung auf die Angelegenheit zurückkommen könne. Freilich eine Wiederheit konnte Herr von Bennigsen für seine Anträge nicht bieten, sie waren aber immerhin der einzige Punct, wo Verständigungsversuche mit noch einiger Aussicht auf Erfolg hätten einsetzen können. Aber auch dies ist vom Reichskanzler zurückgewiesen worden, der nun einmal „voll und ganz" auf seinem Schein besteht, obwohl die Unmöglichkeit, mit seinen Forderungen bis auf das letzte Stück durchzudringen, klar vor Augen liegt. Es hat im Grunde Niemand als höchstens der äußerste Radicalismus Freude an der schweren Krisis, die jetzt über unser Vaterland heraufzuziehen scheint, und wir sind auch heute noch überzeugt, daß es möglich gewesen wäre, durch Entgegenkommen und billige Rücksichtnahme auf sehr begründete Bedenken die gemäßigteren Elemente der freisinnigen und Centrumspartei auf einen mittleren Boden zur Mitwirkung an einer positiven Lösung heranzuziehen. Aber es hat nun einmal nicht sollen sein, und die Ereignisse müssen ihren unaufhaltsamen Lauf nehmen.

Im April wird die letzte Entscheidung fallen und für den Mai richtet sich bereits Alles auf Neuwahlen ein. Wenn die Regierung wirklich noch die Hoffnung hegt, einen der Militairreform günstigeren Reichstag zu gewinnen, so täuscht sie sich gründlich über die Stimmung im Reiche. Alle Beobachtungen sachkundiger Männer stimmen darin überein, daß die wüstesten und zersetzendsten Richtungen in unserem Volke Oberwasser bekommen und daß auch bei den Freisinnigen und dem Centrum die mehr vermittelnden durch radicale Elemente zurückgedrängt werden. Mit einem Reichstag, wie er in der gegenwärtigen Gährung, Mißstimmung und Verwirrung aus neuen Wahlen hervorgehen wird, ist einfach gar nichts zu machen, weder auf militairischem, noch auf einem anderen Gebiet der Gesetzgebung. An einer Entwickelung, wie sie uns aller Voraussicht nach bevorsteht, können nur Leute sich erfreuen, denen es überhaupt im allgemeinen Chaos wohl ist, oder Pessimisten, die ihre Hoffnung auf eine endliche Besserung nur noch auf eine vorangegangene gründliche Verschlimmerung setzen.

## Jules Ferry †

* Eine überaus tragische und bedeutsame telegraphische Meldung konnten wir bereits in der Morgennummer veröffentlichen. Danach ist ganz plötzlich der neugewählte Präsident des französischen Senats, Jules Ferry, durch einen Herzschlag vom Tod ereilt worden. Frankreich erleidet dadurch in einer überaus kritischen Zeit den Verlust eines jener wenigen bedeutenden Staatsmänner, über die es überhaupt zu verfügen hat, eines Politikers, der vermöge seines Talentes und seiner parlamentarischen Vergangenheit berufen erschien, einen bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung der französischen Republik inmitten der außerordentlichen Bedrängnisse der Gegenwart auszuüben.

Der Tod Jules Ferry's erfolgte gestern Abend 6¼ Uhr. Ferry starb infolge einer Herzkrankheit, an welcher er seit dem Attentat, das im Jahre 1888 ein halbverrückter Mensch, Namens Aubertin, infolge der Einwirkungen der boulangistischen Hetzereien gegen ihn unternahm. Die Revolverkugel war damals auf den Rippen abgeplattet und hatte eine Contusion des Herzens herbeigeführt. Die erste Krisis trat in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag ein, im Laufe des gestrigen Tages verschlimmerte sich der Zustand des Kranken. Nachmittags 3½ Uhr wurde der Ministerpräsident Ribot benachrichtigt, daß Ferry's Befinden beunruhigender Art sei. Gegen 6 Uhr erhob sich dieser vom Bett, um an der Mahlzeit der Familie Theil zu nehmen; er wurde dabei vom Herzschlag getroffen.

Die Nachricht vom Tode Ferry's verbreitete sich blitzschnell in Paris und rief einen ebenso erschütternden Eindruck hervor, wie seiner Zeit der Tod Gambetta's. Obwohl der Senat und die Deputirtenkammer keine Sitzung hatten, versammelte sich eine große Zahl der Mitglieder beider Körperschaften in den Parlamentssälen zur Discussion über den Hinritt des Senatspräsidenten. Im Auftrage des Präsidenten Carnot waren General Borius und Clemenceau anwesend. Welche politischen Folgen für Frankreich sich an das tragische Ereigniß knüpfen werden, das läßt sich im Augenblick gar nicht beurtheilen, so viel aber ist gewiß, daß die republikanischen, gemäßigt liberalen Parteien der französischen Republik einen harten Verlust erlitten haben. Weniger grau werden die dortigen Radicalen, die Ferry energisch bekämpfte, dem Ereigniß sein.

Jules Ferry war am 5. April 1832 zu St. Dié (Vogesen) geboren. 1879 übernahm er in dem von Waddington gebildeten Ministerium das Portefeuille des Unterrichts. Er verwaltete dasselbe mit Geschick und führte wichtige Reformen ein. Seine wichtigste, aber auch mühevollste Leistung war die Durchbringung der antiklerikalen Unterrichtsgesetze, die ihm erst 1880 gelang, zu welchem Zwecke er auch nach Waddington's Rücktritt im Ministerium blieb. Als Freycinet seine Entlassung nahm, trat Ferry am 21. September 1880 an die Spitze des Cabinets. Im November 1881 verzichtete er auf seinen Posten als Ministerpräsident zu Gunsten Gambetta's, übernahm im Cabinet Freycinets, 30. Juni 1882, wieder das Portefeuille des Unterrichts und bildete, nachdem Freycinet im Juli 1882 und Duclerc im Januar 1883 gestürzt worden war, ein neues opportunistisches Ministerium, in dem er zuerst den Unterricht, dann das Auswärtige verwaltete. Während Freycinet im Innern die Republik zu befestigen suchte und zu diesem Zwecke auch die von den Opportunisten und Radicalen gewünschte Verfassungsrevision nebst der Listenwahl durchführte, stellte er nach außen hin ein etwas freundschaftliches Verhältniß zu Deutschland her, mit dem er sich zur Wahrung der europäischen Interessen in Egypten und Westafrika verband, und wendete die ganze Kraft Frankreichs nach Hinterindien zur Unterwerfung Annams und zur Eroberung Tongkings. Er begann sogar 1884 einen Krieg gegen China, der freilich keine raschen und durchgreifenden Erfolge aufzuweisen hatte. Schon hatte er aber einen im Ganzen günstigen Frieden mit China eingeleitet, als, wie schon erwähnt, die in Folge der Niederlage der französischen Truppen plötzlich aufwallende Entrüstung in der öffentlichen Meinung und in der Kammer seinen Sturz herbeiführte. In seiner am 27. Februar d. J. gehaltenen Antrittsrede als Präsident des Senates hatte Ferry hervorgehoben, daß der Ostracismus, der ihn getroffen, nun wieder aufgehoben sei. Für die Republik ist der Tod Ferry's ein unersetzlicher Verlust.

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. März.

Daß die preußischen Conservativen und die preußische Regierung fast zur selben Stunde, in welcher Abgeordneter Dr. Lieber vorgestern in der Militaircommission den jede Aussicht auf Verständigung mit der Regierung ausschließenden Antrag des Centrums motivirte, ganz ohne Noth und lediglich um dem Centrum gefällig zu sein, dem Wahlgesetze in einer Form zustimmten, die nicht nur den Ultramontanen eine Anzahl rheinischer Wahlbezirke ausliefert, sondern auch die politischen Rechte der Höchstbesteuerten in bedenklicher Weise beschneidet, hat nicht nur in nationalliberalen und deutschfreisinnigen, sondern auch in freiconservativen Kreisen sehr peinlich berührt. So schreibt die „Post":

„Damit wäre von der geschäftsleitenden Mehrheit des Abgeordnetenhauses der gesammten Steuerreform die Devise aufgedrückt: „Mehr Steuern und weniger politischer Einfluß für die mehrbesitzenden Classen." Progressive Einkommen- und Vermögenssteuer; dagegen völlig willkürliche Reduction der politischen Rechte der Höchstbesteuerten. Es bleibt also nur noch eine Frage der Zukunft, wie weit man Zugeständnisse in beiden Richtungen gehen will, um das Ideal des socialistischen Staates zu verwirklichen. .... Es wiederholt sich hier genau die Situation, wie sie im Vorjahre bei Gelegenheit des Zedlitz'schen Schulgesetzes bestand, die Conservativen verbinden sich mit Centrum und Polen und finden eine Art Sport darin, die Mittelparteien zu majorisiren. Ob nach diesen wiederholten Erfahrungen bei den nächsten Abgeordneten-Wahlen noch ein Zusammengehen zwischen den beiden conservativen Fractionen möglich ist, ob nicht eine Verschiebung nach links als nothwendige Folge eintreten wird, muß sich dann zeigen. Wir würden dieses Ergebniß bedauern, aber nicht verhüten können."

Die „Post" droht hier den Conservativen allerdings nur mit Bekämpfung bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause; sind aber die Gegensätze so weit gediehen, so wird auch von einem gedeihlichen Zusammenwirken der beiden conservativen Fractionen bei Reichstagswahlen nicht die Rede sein können. Das möge der Herr Reichskanzler bedenken, bevor er den verbündeten Regierungen zur Auflösung des Reichstages räth.

Inmitten der unerfreulichen Zwistigkeiten des österreichischen Parteilebens, die namentlich durch die mancherlei Nationalitäten hervorgerufen sind, aus denen die österreichische Volksvertretung sich zusammensetzt, bildet die Einmüthigkeit, mit der die Verdienste des von der parlamentarischen Thätigkeit sich zurückziehenden greisen Präsidenten Dr. Smolka gewürdigt werden, eine tröstende und erquickende Erscheinung. Der Führer der deutschliberalen Partei, Dr. von Plener, nannte bei Begründung seines Antrages auf Bewilligung einer Ehrendotation von 7200 Gulden jährlich für Dr. Smolka den Letzteren eine der schönsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens Oesterreichs, deren Namen mit der Geschichte des Landes dauernd verknüpft sei. Plener beantragte, den vom 17. d. M. bis Ende dieses Jahres entfallenden Betrag der vorgeschlagenen Ehrendotation ausdrücklich in das Finanzgesetz aufzunehmen. Graf Hohenwart erklärte im Namen seiner Partei, daß er den Antrag Plener auf das Wärmste unterstütze, ebenso Zaworsky, der betonte, daß die Stiftung nicht einem Nationalitätsgenossen, sondern dem hochbetagten und hochverehrten Präsidenten gelte. Der Ministerpräsident Graf Taaffe erklärte, die Regierung schließe sich dem Antrage voller Freude an; auch die übrigen Parteiführer äußerten sich in gleichem Sinne. Schließlich wurde der Antrag Plener's mit einem Zusatzantrage Steinwender's, die Büste Smolka's im der Säulen-

## Feuilleton.

### Ums Geld.

20] Novelle von A. Heyl.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Die Feierabendglocke läutete, die Thore wurden weit geöffnet, um die abziehenden Arbeiter ungehindert hinaus zu lassen. Sykow stand in der Nähe des Thores und sah die Leute gehen. Sein durchdringender Blick haftete forschend auf einzelnen confiscirten Gesichtern und musterte die Gruppen, die ihm verdächtig vorkamen. Er beobachtete das lose Treiben im Allgemeinen und bemerkte den frechen Hohn in den Mienen Einzelner. Es entging ihm nicht, daß die Grüße, welche man ihm bot, weniger respectvoll waren als sonst. Die Disciplin war gelockert, der Geist des Friedens gestört, die guten Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber stark erschüttert. Davon sollte sich der Letztere durch einen unliebsamen Vorfall überzeugen.

Es war den Leuten befohlen, ihre Arbeitsstätte ruhig und in anständiger Haltung zu verlassen. Diesem Gebot zum Trotz versammelte sich ein Häuflein Uebelgesinnter um den Brunnen, scheinbar, um sich die Hände zu waschen, in Wirklichkeit aber, um allerlei Unfug zu verüben. Ohne von der Anwesenheit des Fabrikherrn Notiz zu nehmen, erlaubten sie sich unflätige Späße, überschütteten einander mit Wasser, brachen in wiederndes Gelächter aus und schienen es absichtlich darauf angelegt zu haben, den Herrn zum persönlichen Einschreiten zu reizen, wahrscheinlich um dann in corpore einen gemeinen Streich gegen ihn ausführen zu können. Dieser ließ sich nicht herab, den Burschen ihr freches Benehmen zu verbieten, er rief zwei Aufseher zu sich heran, befahl dem einen, die beiden Hunde loszulassen, den andern schickte er zum Brunnen mit der Weisung, die Arbeiter möchten sich augenblicklich entfernen. Diese, einsehend, daß die Sache gleich ernst aufgefaßt wurde, leisteten der Aufforderung zögernd Folge und gingen murrend, ohne die Mütze zu lüften, an Herrn Sykow vorüber. Sykow sah nun wohl ein, wie massenhafte Entlassungen hier am Platze wären; und er würde auch seiner Einsicht gemäß gehandelt haben, wenn er sofort tauglichen Ersatz zu finden gewußt hätte. Er mußte sich zugestehen, daß dies so gut wie unmöglich war. In Folge der bedeutenden Bestellungen, die täglich einliefen, durfte an eine Verminderung des Arbeiterpersonals nicht gedacht werden, wenn man der Concurrenz die Spitze bieten und in mercantiler Beziehung den ersten Platz behaupten wollte. Es war eine harte Aufgabe, hier schweigen zu müssen, aber Sykow war Herr seiner selbst, ein Mann, der überlegt, ehe er handelt — er schwieg. In düsterer Stimmung, von Sorgen gequält, kam er in seiner Wohnung an, übergab den Knaben der Kinderfrau und ging in sein Zimmer, um ungestört allein zu sein. Die Einsamkeit wirkt wohlthätig, wenn man in der Lage ist, geistig und körperlich die erwünschte Ruhe genießen zu können, und das Bedürfniß empfindet, Einkehr in sich selbst zu halten — sie wird zur Qual, wenn man von innerer Unruhe gefoltert, die Gegenwart düster, die Zukunft schwarz sieht, wenn die aufgeregte Phantasie uns Schreckgespenster vormalt, die zu bannen wir allein zu schwach sind. Der einsame Mann fühlte dies, als er ruhelos in seinem Zimmer auf- und abging und sich vergebens nach einem Wesen sehnte, dem er seine Sorgen anvertrauen, bei dem er sein Herz erleichtern konnte, das mit sanfter Stimme die wildaufbrausende Männerseele beruhigte; Hoffung, Geduld, Ergebung in Wort und Beispiel lehrend. Amanda war fern; als sie ging, ahnte er nicht, wie schwer er sie in dieser Stunde vermissen würde. Wenn sie wiederkehrte, wie lange würde sie noch bei ihm bleiben, um ihn dann auf immer zu verlassen!

Es begann zu dämmern, während er seinen Betrachtungen nachhing; er war nicht in der Laune, auszugehen, Besuch war nicht mehr zu erwarten, der Wunsch, es sich bequem zu machen, trat instinctiv bei ihm auf; er entledigte sich seines Rockes, um die Hausjoppe dafür einzutauschen. Ehe er das abgelegte Kleidungsstück an den Nagel hing, visitirte er die Taschen und bekam unter Anderm auch das Etui mit dem Brillantring in die Hand, den er für Hermine gekauft hatte. Das liebliche Bild der ehemaligen Besitzerin trat ihm lebhaft vor die Seele und übte magische Gewalt aus über die finstern Gestalten, die unheilverkündenden Drohungen, die er in dieser schweren Stunde zu sehen und zu hören glaubte. Sie alle mußten vor ihrer Lichterscheinung weichen; er vergegenwärtigte sich die graziöse Erscheinung, das süße Lächeln, den seelenvollen Blick, die weiche, herzgewinnende Stimme und sprach zu sich selbst: „Welches Glück vermag solch ein Weib dem Manne zu spenden, den sie lieb hat. Wie beseligend, zu allem Großen und Guten anregend, muß ihre Nähe auf denjenigen einwirken, den das Schicksal mit ihrem Besitze begnadigt und der einer solchen Gunst des Schicksals würdig ist!"

IX.

Der Landrath Stönewitz war in verzweifelter Stimmung; seine Hoffnungen waren vernichtet, seine Aussichten auf die Zukunft zerstört, die reizenden Luftschlösser, die er gebaut, über Nacht eingefallen, und die unerbittliche Wirklichkeit grinste ihn unheilverkündend an, wie ein erbarmungsloser Gläubiger, der seine Wechsel prolongirt. Er hatte sich gestern durch eigene Anschauung überzeugt, daß seine Zuversicht auf Betty Roland's Gunst nur ein schöner Wahn gewesen. Holkamp, dieser unausstehliche Schwätzer, verstand es, im Sturmschritt vorzugehen, und es war mit Bestimmtheit anzunehmen, er werde seine Vortheile schleunigst ausnützen und die Welt mit einer vollendeten Thatsache in Staunen versetzen. O, es war zum Rasendwerden; er, der famose Landrath Stönewitz, dessen Glück bei Damen sprichwörtlich geworden war, er mußte die Segel streichen vor diesem obscuren Menschen ohne Titel und Orden.

Was war denn eigentlich dieser glückliche Nebenbuhler, wo stammte er her, wer waren seine Angehörigen? Auf diese Fragen hatte ihm bis jetzt Niemand eine bestimmte Antwort gegeben. Herr Holkamp selbst wußte sich mit einem Schwall nichtssagender Worte durchzuhelfen, wenn man ihm einmal fest auf den Zahn fühlen wollte. Es verlohnte sich der Mühe, nachzuforschen; vielleicht führte der Zufall, der dem Landrath so oft schon günstig gewesen, eine Entdeckung herbei, mit welcher er die Absichten des Nebenbuhlers durchkreuzen konnte. Er überlegte kühl; Herz und Gemüth kamen dabei nicht in Frage — ob er die Partie für verloren geben oder noch zähe an dem Plane fest halten solle, durch Betty's Hand in den Besitz ihrer Millionen zu gelangen. Das Gelingen dieses Planes war für ihn zur Existenzfrage geworden; das Scheitern desselben war fast gleichbedeutend mit dem socialen Untergang. Wenn sich seine Gläubiger nur noch eine kurze Spanne Zeit mit schönen Worten hinhalten ließen, dann war noch einige Hoffnung auf Erfolg. Er bereute nun bitter in seiner übermüthigen Siegesgewißheit, die erprobte Freundin Lili Falk durch Vernachlässigung gekränkt zu haben. Wie oft hatte sie ihm früher aus dringenden Verlegenheiten geholfen; jetzt zeigte sie sich feindselig, schadenfroh. Er durfte es nicht wagen, sie diesmal ins Vertrauen zu ziehen, sie um ein Darleben zu ersuchen; denn er konnte bestimmt erwarten, daß sie seine Bitte mit Hohngelächter abweisen und seine Verlegenheiten in der Stadt ausposaunen würde, gehörte sie doch zu jenen Naturen, die da gehässig wurden; wo sie sich in ihrer Eitelkeit gekränkt fühlten. Er sann nach und kam zu dem ungünstigen Resultate, daß er auf dem weiten Erdenrunde nicht eine Seele sein nennen konnte. Die Einzige, welche sich vielleicht durch sein Vertrauen geschmeichelt fühlen und ihm ihren Beistand zusagen würde, war die alte Dornbach. Zu ihr wollte er seine Schritte lenken, sie war eine der seinen verwandte Natur und besaß volles Verständniß für Vorkommnisse, welche solide Leute nie begreifen wollen — daß nämlich ein wohlsituirter Mensch in die Lage kommen kann, Schulden zu machen. Sie schaffte Geld, so hoffte er, und harrte in Geduld, bis dasselbe aus dem Heirathsgut der zukünftigen Landräthin mit Zinsen heimgezahlt werden konnte. Stönewitz machte sorgfältig Toilette, frisirte und parfümirte sich, als ob er einer jugendlichen Schönheit zu Gefallen ginge; denn ihm waren die Schwächen der alten Kokette sehr wohl bekannt, und er wollte nichts versäumen, was sein Verhaben fördern konnte. Unterwegs kaufte er ein Rosensträußchen, das er der Dame mit ein paar galanten Redensarten überreichen wollte; er wußte, sie würde auch das Widersinnigste freundlich anhören, wenn es ihr schmeichelte. Noch hatte die Stunde nicht geschlagen, in welcher man Staatsvisiten zu machen pflegt; sie war auch absichtlich von dem Landrath nicht

SLUB
Wir führen Wissen.